

Autoren

Lekan Adams, 2011

Lekan Adams, Studium der Raumplanung an der Universität Lagos bis 1980 und von 1983–89 an der Architektur fakultät der Universität São Paulo. Seit 1989 führt er sein eigenes Architekturbüro in Lagos.

Ako Amadi, geb. 1945 in Nigeria. Seit 1967, als Bürgerkriegsflüchtling, in Deutschland Studium der Psychologie, Anthropologie und Biologie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel mit Abschluss als Meeresbiologe 1977. 1979 Rückkehr nach Nigeria, seit 1995 Direktor der WWF-nahen Nigerian Conservation Foundation, Gründer von Community Conservation and Development Initiatives, einer Organisation, die Rentabilität und Umweltschutz miteinander verbinden will. West-Afrika-Koordinator des Pan African Programme on Land and Resource Rights.

David Aradeon, 2011

David Aradeon, geb. 1932 in Lagos. Architekturstudium an der Columbia University, New York. Gründungsdirektor des Sankore Institute for African Environment and Development in Lagos und Mitbegründer der Nonprofit Organisation Build with Earth zur Förderung des Bauens mit Lehm. Er realisiert zahlreiche Bauten in Lagos und anderen Städten Nigerias, entwickelte Masterpläne für das nationale Cultural Center in Abuja und das Lagos State College of Education.

Akinbode Akinbiyi, 2011

Akinbode Akinbiyi, geb. 1946 in Oxford, Studium der Anglistik und Literaturwissenschaft in Nigeria, England und Deutschland. Arbeitet seit 1977 als Photograph mit Schwerpunkt Architektur-, Reportage- und Kulturphotographie. Zur Zeit Beschäftigung mit den vier größten afrikanischen Großstädten, Lagos, Kairo, Kinshasa und Johannesburg. Teilnahme an Gruppenausstellungen, demnächst in „Africa Remix“, Hayward Gallery, London, Februar 2005.

Architekturtheorie

Matthew Gandy, Stipendiat der Alexander von Humboldt Stiftung am Institut für Stadt- und Regionalsoziologie der Humboldt-Universität zu Berlin und Reader am Department of Geography des University College London. Zahlreiche Arbeiten über die kulturellen, historischen und ökologischen Aspekte städtischer Infrastrukturentwicklung, unter anderem das mit dem Spiro Kostoff Preis 2003 ausgezeichnete Buch „Concrete and clay: reworking nature in New York City“ (MIT Press, 2002). Ein Buch über die Kulturschichte urbaner Infrastruktursysteme ist in Arbeit.

John Godwin, 2011

John Godwin, *Gillian Hopwood*, 1945–50 Architekturstudium an der AA in London. Mitarbeiter und später Partner in einen Londoner Architekturbüro, seit 1955 im eigenen Büro in Nigeria.

Dagmar Hoetzel, 2011

Dagmar Hoetzel, geb. 1964. Architekturstudium an der TU Berlin. 1998 bis 2000 Redakteurin bei der Bauwelt. Lebt in Berlin als freie Architektin und Autorin.

Ayodeji Olukoju, 2011

Ayodeji Olukoju, Professur an der Fakultät für Geschichte der Universität Lagos. Forschungsstipendien u. a. der Japan Foundation und der British Academy, Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte Afrikas.

Fachbücher

Architekturtheorie

Architekturtheorie 20. Jahrhundert Positionen, Programme, Manifeste. Herausgegeben von Vittorio Magnago Lampugnani, Ruth Hanisch, Ulrich Maximilian Schumann und Wolfgang Sonne. 336 Seiten, 58 Euro. Hatje Cantz, Ostfildern 2004.

„Ich stelle die Vielfalt der Meinungen höher als die Klarheit der Meinungen“, schrieb Robert Venturi 1966 in „Complexity and Contradiction in Architecture“, der Schrift, mit der in den USA die Postmoderne begann, 12 Jahre später von Heinrich Klotz auf deutsch herausgegeben unter dem Titel „Für eine beziehungsreiche Architektur! Ein behutsames Manifest“, wodurch er wiederum dieser Bewegung den Weg nach Deutschland ebnete. Das Zitat könnte als Motto auch den Herausgebern der vorliegenden Anthologie, der es entstammt, gedient haben. Hat es aber nicht, denn die „Klarheit der Meinungen“ war ihnen bei der Auswahl der Texte mindestens so wichtig wie deren „Vielfalt“. 131 sind es dennoch geworden, beginnend mit Hendrik Petrus Berlage „Baukunst und Impressionismus“ von 1894 und endend mit Dominique Perrault „Der Architekt in seinem Kontext“ von 1999. Damit ist auch die Struktur des Buches klar: nicht thematisch, sondern streng chronologisch nach den Veröffentlichungsdaten – eine Art Themenstruktur ergibt sich dennoch durch übergreifende ideologische Zeitströmungen.

Dem Rezensenten drängt sich die Frage auf, wie sich diese Neuerscheinung von Ákos Moravánskys „Architekturtheorie im 20. Jahrhundert“ (Heft 38/2003) unterscheidet bzw. ob sie gar überflüssig ist. Beide Unternehmungen haben dasselbe Anliegen, nämlich den theoretischen Hintergrund der sich gerade im vorigen Jahrhundert heftig entwickelnden Architekturdebatte anhand von – kommentierten – Texten festzuhalten. Und in der Tat finden sich dieselben Autoren in beiden Bänden wieder (was gegen die Herausgeber gesprochen hätte, wenn es nicht so wäre): Louis Sullivan, Otto Wagner, Hans Poelzig, Peter Behrens, Bruno Taut, Le Corbusier, Hannes Meyer, CIAM bis Daniel Libeskind, Peter Eisenman oder Peter Zumthor. Aber: Die ausgewählten Texte sind nur in wenigen Fällen identisch. Zudem tauchen in Lampugnanis Buch viele Namen auf, die bei Moravánsky zugunsten anderer fehlen, wie z. B. – um bei den Zeitgenossen zu bleiben – Giorgio Grassi, Oswald Mathias Ungers, Vittorio Gregotti, Hans

Architekturtheorie

Kollhoff u. a., was auch einiges über die zwangsläufig subjektive Sicht der vier Herausgeber verrät. Und es gibt nicht wenige Fundstücke, für die der Leser dankbar sein muss, z. B. Robert Mallet-Stevens „Das Kino und die Künste“ (1925), Philip Johnson „Die sieben Krücken der Architektur“ (1955), Hans Hollein „Alles ist Architektur“ (1968), Hermann Czech „Nur keine Panik“ (1971) oder Coop Himmelb(l)au „Architektur muss brennen“ (1980).

Zwei Unterschiede zwischen den beiden Anthologien sollten nicht unerwähnt bleiben: Bei Moravánsky kommen auch Philosophen und Künstler wie Mumfort, Virilio, Sedlmayr, Heidegger oder Mitscherlich zu Wort, während in das soeben erschienene Buch erklärtermaßen ausschließlich Architekten aufgenommen wurden. Und letzteres verzichtet auf Abbildungen. Wer die sucht, kann bzw. soll das Hatje-„Lexikon der Architektur des 20. Jahrhunderts“ hinzuziehen, herausgegeben 1998, ebenfalls von Lampugnani.

Kein Buch also zu lesen wie ein Historienroman, eher eine mit bewundernswürdiger Akribie betriebene Quellsammlung und – was kein Widerspruch sein muss – ein Buch zum Schmökern! *Peter Rumpf*

Peter Rumpf, 2011

Architektur und Gedächtnis München und der Nationalsozialismus. Strategien des Vergessens. Von Gavriel D. Rosenfeld. 612 Seiten, 85 Abbildungen. 29,80 Euro. Verlag Dölling und Galitz, München 2004.

Im Vorwort erfährt der Leser einiges über den Autor. 1988 als amerikanischer College-Student zum ersten Mal in München, dann ein Jahr später wieder, nun zum Studienaufenthalt und seinem Thema verfallen: dem ambivalenten Verhältnis der Stadt München und ihrer Bürger zur NS-Vergangenheit, abgelesen an ihrem Verhältnis zum baulichen Erbe der Jahre, als München „Hauptstadt der Bewegung“ war. Das Resultat ist eine umfangreiche Belegsammlung, die zur Dissertation (in Kalifornien) und zum vorliegenden Buch führte (übersetzt von Uli Nickel und Bernadette Ott). Diese Vorgeschichte ist nicht unwichtig, denn hier urteilt ein aus den USA „Zu-a-greister“ anhand von Zeugnissen, Diskussionsprotokollen, Gesprächen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln aus 60 Jahren. Dieses schier unübersehbare Material wird sozusagen horizontal und

Architekturtheorie

vertikal gegliedert: 1945–58 als unmittelbare Nachkriegszeit, 1958–75 als Zeit des Wirtschaftswunders und 1975–2002 als Zeit der Postmoderne. In diesen drei Abschnitten wird thematisch nach den Auswirkungen verschiedener, meist konkurrierender Strömungen auf das stadtplanerische und architektonische Geschehen gesucht: der traditionellen, der modernen und der „kritischen“ Denkmalpflege.

Das klingt konstruiert und ist es auch. Die Gliederung führt dazu, dass die zur Rede stehenden Orte, wie Königsplatz, Haus der Kunst, Armeemuseum, Altstadt, Braunes Haus (ehem. Wittelsbacher Palais), Residenz, Siegestor usw. in den verschiedenen Zeitstufen jeweils erneut verhandelt werden und dabei Wiederholungen nicht ausbleiben. Weil der Autor seine Informationen ausschließlich aus den ihm zur Verfügung stehenden Quellen beziehen muss, nährt dies trotz der Fülle den Verdacht der ungewollten oder gewollten Selektion. Ein – zugegeben – harscher Vorwurf, der sich bei der Lektüre dieses – auch das zugegeben – interessanten Themas einstellen muss.

Und wie interessant das Thema ist! Hitler lebte ab 1913 in München, gründete 1920 dort die NSDAP, putschte 1923 (vergeblich) mit seinem Marsch auf die Feldherrnhalle und machte ab 1933 München zur wichtigsten seiner fünf „Führerstädte“, erst zur Hauptstadt der Kunst, dann zur Hauptstadt der Bewegung. Das Ende ist bekannt, vielleicht aber nicht die Höhe des Preises: 30 bis 50 Prozent aller Gebäude waren 1945 teil- oder ganz zerstört, in der Altstadt sogar 60 Prozent; 5 Mio. Kubikmeter Schutt galt es abzutragen. Und umso unglaublicher die Tatsache, dass schon eine halbe Generation später große Teile der Innenstadt fast wieder so aussahen, „als sei nichts geschehen“. Heute sowieso.

Das war es wohl auch, was den Autor auf die Spur gesetzt hat, den Kräften nachzuspüren, die für diese Form der „Vergangenheitsbewältigung“ verantwortlich waren. Denn eines stand und steht für ihn fest: Die Münchner haben „die spezifische historische Schuld der Stadt, in deren konservativ-reaktionären Milieu jene politische Bewegung ihren Anfang nahm, die später für den Zweiten Weltkrieg und dessen Zerstörungen verantwortlich war, nicht wahrhaben wollen“.

225 Gebäude, Monumente, Denk- und Mahnmale hat Rosenfeld daraufhin analysiert, was mit ihnen nach 1945 bis

Architekturtheorie

heute geschehen ist. Und wer die Wortführer waren in den z. T. heftigen Debatten um den „richtigen“ Umgang mit diesen materiellen Zeitzeugen: Robert Vorhoelzer, Reinhard Riemerschmidt, Alexander Mitscherlich, Josef Wiedemann, Hans Döllgast, Leo Samberger, Wolfgang Bekh, Erwin Schleich, Rudolf Pfister und dessen Nachfolger beim

„Baumeister“ Paulhans Peters, Hans Eckstein, Alexander von Branca, Winfried Nerdinger, Johanna Schmidt-Grohe, Gottfried Knapp, um nur die Agilsten und Parteischsten zu nennen. Deren Dispute lesen sich spannend, obwohl sie eine vergangene Debatte um den Denkmalschutz und dessen Dilemma in Erinnerung rufen: die Entscheidung zwischen Konservierung des „Alterswertes“ (der authentischen Spuren der Geschichte) und Restaurierung des „historischen Wertes“ (des unversehrten Originalzustands). Oder Abriss.

Für den Autor besteht dieses Dilemma in den meisten Fällen nicht. Er urteilt ausschließlich nach politisch-moralischen Kriterien. Der Abbruch der NS-Bauten ist „der Beweis dafür, dass die Bewohner sich nicht an die Zeit erinnern lassen wollen, als München Hauptstadt der Bewegung war“. Andererseits: „Angesichts der (nicht abgerissenen oder restaurierten, also „neutralisierten“) Beispiele ist es unbestritten, dass dem Wiederaufbau und der Wiedereingliederung der Hang zugrunde lag, die Vergangenheit zu leugnen.“ Wie immer die Entscheidungen ausfielen, waren sie Beweise für „die Unfähigkeit zu trauern“. Gelten lässt er nur die „kritische Denkmalpflege“, wie sie z. B. Döllgast bei der Alten Pinakothek versucht hat.

Um nicht missverstanden zu werden: Parteinahme ist erlaubt, wenn nicht sogar erwünscht. Dass sie aber in sich widersprüchlich vertreten wird, macht die Lektüre des Backstein-formatigen Buches streckenweise mühsam. Was dennoch zu bewundern bleibt, ist die Akribie, mit der das Material (inkl. der über 1000 Fußnoten) ausgebreitet wird und damit eine Debatte wiederbelebt, die nicht nur in der „Weltstadt mit Herz“ als abgeschlossen galt. *Peter Rumpf*

Architekturtheorie

Der Umbau Alt-Berlins zum modernen Stadtzentrum Planungs-, Bau- und Besitzgeschichte des historischen Berliner Stadtkerns im 19. und 20. Jahrhundert (Schriftenreihe des Landesarchivs Berlin, hrsg. v. Jürgen Wetzel, Bd. 6). Von Benedikt Goebel, 480 Seiten, 68 Euro. Verlags-haus Braun, Berlin 2003.

Wer in Berlin nach der Altstadt fragt, wird bestenfalls nach Spandau oder Köpenick verwiesen. Der historische Kern der Metropole hingegen, zwischen Alexanderplatz und Spree gelegen, ist auch aus dem allgemeinen Bewusstsein fast völlig verschwunden. Dabei liegt der Kahlschlag noch keine vier Jahrzehnte zurück: Mit der Entstehung des „sozialistischen Stadtzentrums“ verschwand praktisch der gesamte, aus den mittelalterlichen Anfangsjahren Berlins überkommene Stadtgrundriss. Nur wenige Hauptstädter können heute noch etwas mit Adressen wie „Hoher Steinweg“, „Heiligegeiststraße“, „Heidereutergasse“ oder „Neuer Markt“ anfangen, folglich sind auch Gebäude, die dort gestanden, oder Ereignisse, die dort stattgefunden haben, nurmehr schwer zuzuordnen. Beispielhaft zeigt sich, wie mit der Struktur einer Stadt auch ein Großteil ihres Gedächtnisses ausgelöscht wird.

Konsequent waren schon kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Versuche des Wiederaufbaus verhindert worden, auch die Instandsetzungen leichter beschädigter Objekte wie z. B. Schaudts Salamander-Hochhaus von 1930/31 in der Rathausstraße – mit der Begründung, es sei „formalistisch“ und folglich minderwertig. Bis Anfang der 70er Jahre verschwanden noch über siebzig intakte oder wieder zusammengeflückte Gebäude, darunter so bedeutende wie das barocke Gouverneurshaus, die Reste des Grauen Klosters und des Großen Jüdenhofs, die Zentralmarkthallen, eines der letzten mittelalterlichen Wohnhäuser und die Hauptfront des Landgerichts mit monumentaler Jugendstiltreppenhalle. Heute stammen nur noch rund vierzig Bauten aus der Zeit vor 1945, darunter die verloren in der schlecht kaschierten Eidee herumstehende Marienkirche, die der damaligen Lust der SED, historisch bedeutsame Gotteshäuser in die Luft zu jagen, unverständlicherweise entging. Detailliert und deshalb um so erschütternder zeigt Benedikt Goebel, wie rund 120 Jahre lang, in allen politischen Systemen, auf diese ultimative Lösung des angeblichen „Altstadtproblems“ hingearbeitet wurde. Mitte des 19. Jahrhun-

Architekturtheorie

derts begann mit der allmählichen Industrialisierung Preußens, dem immer rasanteren Wachstum seiner Metropole und einem steigenden Repräsentationsbedürfnis die unheilvolle Entwicklung: Seither wurden immer mehr Parzellen zusammengelegt und gingen zudem in öffentlichen Besitz über, wurden immer häufiger ganze Blocks einer einzigen Nutzung zugeführt. Hinzu kam die fixe Idee, unter einer unerträglichen „Verkehrsnot“ zu leiden, der man mit immer neuen Straßenverbreiterungen und -durchbrüchen Rechnung trug, wie auch ein generell vollkommen rücksichtsloser Umgang mit historischer Bausubstanz. Im Laufe der Jahrzehnte wurden die Umbaupläne für die zwischen Alexanderplatz und Spree gelegene Keimzelle Berlins – oft als „Sanierung“ beschönigt – immer umfangreicher und verheerender. Viele wertvolle Baudenkmale hatte die Stadt auf diese Weise schon vor den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs verloren. Letztere waren groß, doch auch nicht umfangreicher als etwa in Köln oder Nürnberg, wo die historischen Zentren heute keine Ansammlung unwirtlicher Flächen darstellen, an denen die Autos auf überdimensionierten Asphalt-pisten so schnell wie möglich vorbeira-sen. Bekanntlich konnten dort die modernen Stadtplaner nicht so problemlos auf Grund und Boden zugreifen, um ihre oft schon recht alten Wahnideen Wirklichkeit werden zu lassen. (Nicht von ungefähr wurde das Tun der östlichen Machthaber seinerzeit in West-Berlin wohlwollend bis anerkennend verfolgt, und der Siegerentwurf des dortigen „Hauptstadt“-Wettbewerbes von 1957/58 hatte nicht viel anders ausgesehen.) Zudem rührt die Leere, wie in anderen ostdeutschen Städten, auch von der permanent schwächelnden Planwirtschaft her, die zu keiner dichten und relativ zügigen Neubebauung fähig war. Ohne die SED-Diktatur wäre dieses städtebaulichen wie stadthistorischen Debakels kaum möglich gewesen.

Der Deprivatisierung der Immobilien gilt dann auch ein Hauptaugenmerk der tiefen Studie, und ein umfangreicher tabellarischer Anhang versucht für jedes Grundstück den Wandel der Besitzverhältnisse nachzuzeichnen und Angaben über eventuelle Kriegsschäden und das Jahr des Abrisses zu machen. Fragwürdig ist die strenge geographische Begrenzung, die jenen Teil der Altstadt ausschließt, der sich auf der benachbarten Spreeinsel befand, aus Berlins anfänglicher Schwesterstadt Cölln hervorgegangen war und ab etwa 1965